

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*18. Sonntag nach Trinitatis*

**calwer**

## 18. Sonntag nach Trinitatis

*Dies Gebot haben wir von ihm,  
dass wer Gott liebt, dass der  
auch seinen Bruder liebe.*

1. Johannes 4,21

Es ist ein Gebot, an das uns der Verfasser des Johannesbriefes erinnert. Ein Gebot, nicht lediglich eine Anregung, die wir aufnehmen oder auch beiseite lassen könnten. Und das Gebot ist von keinem Geringeren als von ihm, dem Herrn der Kirche. Kein Apostel, kein Bischof, keine Synode, kein Papst, kein Konzil hat es erlassen, sondern er, der Herr.

Johannes wird wohl das Doppelgebot der Liebe (Mt 22,37 ff.) meinen, aber auch die Gesamtaussage des Lebens und der Lehre Jesu. »Ihr Lieben, hat Gott uns so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben« (1. Joh 4,11).

Ein solches Gebot sollen wir erfüllen. Wir riskieren unser Verhältnis zu Jesus Christus, wenn wir das nicht erfüllen. Die Frage, wie wir zu unseren Schwestern und Brüdern stehen, ist nicht in unser Belieben gestellt, als dürften wir sie nach Lust und Laune – »ich mag sie« oder »ich mag sie leider nicht« – entscheiden.

Was ist der Inhalt seines Gebotes? »Dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe.« Das betont der alte Presbyter Johannes, der einzige im Neuen Testament, der die Gemeindeglieder mit dem großväterlichen Wort »Teknia«, Kindchen, anreden darf. »Wer sagt, er sei im Licht, und hasst doch den Bruder, der ist noch in der Finsternis. Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Licht« (1. Joh 2,9). Oder: »Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?« (1. Joh 4,20).

Freilich sollten wir, ehe wir uns für unfähig erklären, dieses Gebot zu erfüllen, da wir doch unseren Gefühlen nicht gebieten könnten, da das mit Sympathie und Antipathie so eine Sache und nicht in unsere Verfügung gestellt sei, klären, was im Neuen Testament mit »lieben« gemeint ist. Das Wort meint nicht irgendein starkes Gefühl, das mich zum anderen hinzieht, es meint vielmehr, dass ich immer neu versuche, mich in seine Haut hineinzusetzen. Mit seinen Augen zu se-

hen oder, wie die Indianer sagen, in seinen Mokassins zu gehen. Es bedeutet, den Anderen höher zu achten als mich selbst, auch auf das zu sehen, was des Anderen ist (Phil 2,4), seine Interessen wahrzunehmen, für ihn einzutreten, wenn ihm Unrecht getan wird, ihm auszuweichen, wenn er in irgendeiner Verlegenheit ist. Es dreht sich hier sehr viel mehr um eine praktische als um eine emotionale Liebe. Wobei freilich die Liebe Christi auf die Dauer auch an unseren Emotionen etwas verändern könnte, sodass wir dem Bruder, der Schwester, nicht kalte Werke servieren, sondern sie in ihrer anstrengenden, vielleicht auch anstößigen Art auch immer mehr verstehen werden.

Was hat Johannes in den Gemeinden erlebt, dass er diesen Zusammenhang von Gottesliebe und Bruderliebe so nachdrücklich betont? Gab es damals schon Entwicklungen, in welchen Christen ihre Beziehung zu Gott ganz eigentümlich pflegten, etwa als eine Beziehung mystischer Innigkeit, als Gottesminne, die keinen Zutritt Anderer verträgt, oder als eine Beziehung des üppigen Lobpreises, sodass sie sich damit von anderen Christen, die da nicht so mitkonnten, unterschieden? Haben sie diese ihre spezielle Ausprägung der Gottesbeziehung als ihren eigenen Weg besonders betont, sodass sie sich einiges darauf eingebildet und sich so vor der restlichen Gemeinde isoliert haben? Gab es Gräben und Konflikte, in deren Verlauf einzelne Vertreter dieser fortgeschrittenen Spiritualität gegenüber ihren Kritikern geradezu gehässig wurden im Sinne von »Ihr versteht das sowieso nicht! Ihr werdet das nie verstehen! Ihr werdet nie soweit kommen!«?

Nun wird der alte milde Mann aber doch hellhörig. Diese Töne stimmen nicht zur Liebe Christi. Er erinnert die »Kindchen« klipp und klar an Jesus und sein Gebot: »Das Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe.«

Warum gehören die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Geschwistern untrennbar zusammen? Weil der Gott, den wir verehren und mit unserer Liebe suchen, in Jesus ein Mensch wurde, einer wie wir. Weil Jesus die Liebe Gottes zu den Menschen verkörpert, gelebt, im Leiden und Sterben bewährt hat. Weil er seine Gemeinde um sich sammelt, weil er so sehr sich mit seiner Gemeinde identifiziert, dass man seine Gemeinde auch seinen Leib nennen kann. Die Glieder dieses Leibes gehören unmittelbar zusammen. Das Leben in diesem Organismus dul-

det keine fromme Absonderung von den Anderen. Sie würde das Leben dieses Leibes empfindlich kränken, sodass dieser Leib zur Ausübung seines Auftrages erheblich geschwächt wäre. Daher dieser elementare Zusammenhang: Liebe zu Gott und Liebe zu den Geschwistern.

Wir können es auch mit einem Bild sagen, das Karl Barth gebraucht hat: Ist die Liebe zu Gott die Quelle unserer Liebe – aus Gottes Liebe, die wir mit unserer Liebe zu ihm aufnehmen, strömt uns alle Kraft zu, so ist die Liebe zu den uns begegnenden Menschen der Bach. Wir können auf die Dauer die Geschwister nicht lieben, ohne dass wir in unserem Gottesverhältnis immer wieder neu die Kraft dazu schöpfen. Denn die Brüder – und Schwestern! – sind oft etwas sperrig, sie machen es uns nicht unbedingt leicht. Von uns werden sie vermutlich dasselbe sagen. Wir sind zu verschieden gestrickt. Die Wellenlängen wollen nicht zusammenpassen, die Geschmäcker, die Mentalitäten, die Temperamente, die Verhaltensweisen, die Spontanreaktionen. Wir ticken verschieden. Es ist oft fast so, wie im Verhältnis zweier Berliner, die einander sagten: »Auf die Ferne hab ick dir gerne, in die Nähe tuste mich wehe.« Unter diesen Umständen zu erwarten, dass wir aus der Liebe zu unseren geistlichen Geschwistern die Kraft zu ihr schöpfen, das ist nicht realistisch. Der Bach, der sich selbst Quelle sein will, überfordert sich. Er braucht anderswo eine Quelle. Das ist ein Naturgesetz. Du kannst den Bach nicht ohne die Quelle haben.

Und andererseits: Ein Gottesverhältnis, das ich ganz allein mit Gott habe, in welchem die Anderen draußen bleiben müssen wie die Hündlein vor dem guten Salon, eine Gottesliebe, in der die Schwester und der Bruder gar nicht vorkommen, weil ich das Mysterium meiner Spiritualität nur für mich genieße, sie mag noch so hoch entwickelt und gepflegt sein, sie hat längst das, was man in Württemberg »a Gschmäcke« nennt. Sie wird zum Kunstobjekt, das Elementare wird bald abgehen. Wer sich immer nur um Gott und die Seele dreht, der macht aus der Beziehung zu Gott ein Feld, auf dem sich unsere spirituell getünchte Eitelkeit selbst feiert. Dann geht es in diesem unserem Gottesverhältnis in einem Maß um die Höherentwicklung unserer Innerlichkeit oder Spiritualität, das Gott fremd bleibt, solange so viele Menschen vom Evangelium unerreicht in ihren Sünden, Nöten, Ängsten leben und sterben.

Darum: Auch damit unser Gottesverhältnis frisch und gesund bleibt, muss das Wasser der Quelle immer neu abfließen in den Bach der geschwisterlichen Liebe. Aber wer sind die Geschwister? Im Gegensatz zum Alten Testament, in welchem der Bruder der leibliche Bruder, mindestens der Angehörige des gleichen Stammes oder des Bundesvolkes ist, bezeichnen die Worte Bruder, Schwester, Mutter, Vater eine Nähe der Blutsverwandtschaft. In dem Augenblick, in dem der Messias geboren wurde, werden die Begriffe stark verändert: Nun bezeichnen die Worte Bruder, Schwester, Vater, Mutter Beziehungen, die der Herr geschaffen hat, indem er ganz verschiedene Menschen aus verschiedenen Herkunftsfamilien in seine Gemeinde, in die neue Familie Jesu, zusammengerufen hat.

Aber die Brüder und Schwestern sind noch nicht gleich allgemein alle Menschen. In 1. Johannes 5,1 wird deutlich, wie Johannes die Bezeichnung Brüder versteht: »Wer da glaubt, dass Jesus der Christus sei, der ist von Gott geboren, der liebt auch den, der von ihm geboren ist.« Die Brüder sind also die, die durch Jesu Geist zum Glauben an ihn gekommen sind.

Was ist dann aber mit den vielen Menschen, an denen das noch nicht geschehen ist, für die der Glaube an Jesus Christus noch fremd ist? In 2. Petrus 1,7 wird der Bach der Bruderliebe sozusagen weitergeleitet in den Fluss der Liebe zu allen Menschen: »So wendet allen eueren Fleiß daran und beweist in euerem Glauben Tugend ... und in der Gottesfurcht brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe die Liebe zu allen Menschen.« Was deutlich macht: So wenig die Liebe zu Gott ein Selbstzweck ist, so wenig ist es die Liebe zu den Geschwistern innerhalb der Gemeinde. Wir sind als Glieder des Leibes Christi dazu da, seine Liebe »allen Menschen« zu bringen, selbstverständlich auch denen, die der Gemeinde Jesu Christi noch ganz fern sind, ihr vielleicht sogar höhnisch oder feindlich gegenüberstehen.

Was sagt dieses Wort unseren Gemeinden? Es leitet uns an zu fragen, ob wir in unseren Gemeinden verschiedenen Brüdern und Schwestern wirklich wohl gesonnen sind, ob wir füreinander eintreten oder ob die Gemeinden leiden an innerkirchlichem Separatismus, der sich nach dem Wort vollzieht: »Gleich und gleich gesellt sich gern.«

Es soll pietistische Gemeinden geben, in denen ein liberaler Christ

keinen Fuß auf den Boden bekommt, geschweige denn, dass man ihm in dieser Gemeinde eine geistliche Aufgabe zutrauen würde. Man hält ihn für ein Irrlicht und achtet im Sinne der Schadensbegrenzung darauf, dass sein Einfluss minimal bleibt. Wenn er dann irgendwann wegbleibt, dann nimmt man das billigend hin: »Das war fällig; es ist besser so; der passt nicht zu uns.« Und es soll liberale Gemeinden geben, in denen ein Pietist ausgegrenzt wird und seinerseits keinen Fuß auf den Boden bekommt. Man rümpft die Nase über seine Frömmigkeit und zeigt ihm bei Gelegenheit, dass sie einem nicht passt. Man lässt es achselzuckend geschehen, wenn er dann anderswo seine geistliche Heimat findet, und sagt: »Nun gut, das war ja vor auszusehen.« Und da die evangelische Kirche oder der Protestantismus, wie er sich derzeit gerne nennt, immer schon gerne aus der Not eine Tugend macht, gibt es längst EKD-weit propagierte Modelle, durch welche dieses Verhalten und sein Ergebnis als besonderes Profil und als Stärke des Protestantismus vorgestellt werden. Was würde der gütige Johannes den »Teknia« dazu sagen?

Sie wollen sich in ihren Machtspielen nicht in die Karten sehen lassen. Sie grenzen aus, isolieren, deprimieren, weil ihnen ihre kirchenpolitischen Gruppierungen letztlich wichtiger sind als das Wohl und das Heil einzelner Menschen und der Landeskirche. Eine Gemeinde, in der es so zugeht, stolpert über ihre eigenen Füße. Es ist fraglich, ob der Herr der Kirche durch sie tun kann, was er tun will.

Nüchtern zu prüfen wäre in diesem Zusammenhang, was in der neuen Programmschrift der EKD »Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert« zur Gründung von Profilmgemeinden gesagt wird, in denen Menschen sich sammeln sollen, die durch eine besondere spirituelle Prägung oder durch besondere Interessen an dieser oder jener Aufgabe zusammengebracht werden. Es muss gefragt werden, ob Gemeindegründungen unter diesem Aspekt nicht fast notwendig jene Konzentration auf die besondere Prägung der Gemeinde bewirken, die verhindern wird, dass die Brüder und Schwestern in ihrer Vielfalt füreinander eintreten. Es könnte sein, dass man, indem man besonders auf solche Ausdifferenzierungen der Profile setzt, ein trojanisches Pferd in die Gemeinde Jesu Christi einführt, das sich bald durchaus nicht mehr als Element des Gemeindeaufbaus

erweisen wird. Eine starke Betonung der Profile, wie sie in dieser Programmschrift ständig geschieht, entbindet Eigengesetzlichkeiten und Gruppenmechanismen, die der geschwisterlichen Liebe innerhalb des Leibes Christi entgegenstehen. Sie verführen eine Gemeinde dazu, ihren Existenzberechtigungsnachweis nicht in der freien Gnade Jesu Christi, sondern in ihrem besonderen Profil zu suchen. Ich nenne das einen Aufbruch in die falsche Richtung.